

In der Nähe von St. Johann auf der Schwäbischen Alb wird auf einer großen Versuchsfläche seit nunmehr fünfzig Jahren erforscht, wie sich Wiesen entwickeln, wenn man sie unterschiedlich nutzt und pflegt.



Baden-Württemberg, das Wiesenländ

Zum Langzeitprojekt Offenhaltungsversuche

Klaus Zintz

Noch jung und schon dem Tode geweiht: »Diese Esche wird wohl nächstes Jahr absterben«, prophezeit Helmut Länge. Er kümmert sich in der Nähe von St. Johann auf der Schwäbischen Alb um eine große eingezäunte Versuchsfläche, die in mehrere Parzellen unterteilt ist. Dabei handelt es sich um eine ehemalige Weidewiese, die seit nunmehr fünfzig Jahren unterschiedlich gepflegt wird. Eine dieser Parzellen, die sogenannte Sukzessionsfläche, ist dabei gänzlich aus der Pflege genommen und sich selbst überlassen worden. Hier hat sich bereits ein richtiger Wald entwickelt, unter anderem mit zahlreichen Eschen. Die aber sind akut von einem Pilz bedroht, der im Jahr 2007 aus Japan nach Deutschland eingeschleppt wurde – sozusagen ein unplanmäßiger Eingriff in die natürliche Sukzession.

Betreten wird diese ziemlich undurchdringliche Parzelle nur von Forschenden, die in regelmäßigen Abständen die Pflanzenbestände der einzelnen Versuchsflächen untersuchen. Diese sind Teil des groß angelegten Langzeitprojekts »Offenhaltungsversuche in Baden-Württemberg«.

Damit soll erforscht werden, wie sich die Vielfalt der hiesigen Kulturlandschaft am besten erhalten lässt, wenn sich eine wirtschaftliche Nutzung nicht mehr lohnt. Das Programm feierte unlängst mit einem Symposium an der Naturschutzakademie in Stuttgart sein 50. Jubiläum – »ein europaweit einmaliges Projekt und ein großer Wissens- und Erfahrungsschatz, den wir hier in Baden-Württemberg haben«, wie der Biologe und Grünen-Politiker Andre Baumann, Staatssekretär im Umweltministerium, in seinem Grußwort betonte.

Am Anfang standen so genannte Bracheversuche

Rückblick in die Vorgeschichte: Im Januar 1974 schrieb der Freiburger Autor Hans Otto Fehr in der Wochenzeitschrift *DIE ZEIT* über das so genannte Schwarzwaldprogramm, mit dessen finanzieller Unterstützung die Landwirtschaft ein bedrohtes Erholungsgebiet retten sollte: »Wo aber die Bauern aufgeben, wächst die Landschaft zu. Diese Entwicklung ist jetzt an einem Punkt angelangt, an dem die Verantwortlichen die Bedeutung des Bauern als

Landschaftspfleger erkannt haben.« Zu dieser Zeit fielen infolge des Strukturwandels tausende Hektar landwirtschaftlicher Fläche in so genannten Grenzertragslagen brach. Das damalige Landwirtschaftsministerium beauftragte daher die Universität Hohenheim mit den so genannten Bracheversuchen, die heute Offenhaltungsversuche genannt werden. Im Rahmen dieser Untersuchungen sollte geklärt werden, wie sich die nicht mehr genutzten Wiesen und Weiden, aber auch Ackerflächen und Weinberge am besten pflegen lassen, um die seit Jahrhunderten gewachsene Kulturlandschaft samt ihrer einmaligen Artenvielfalt zu erhalten.

»Hier hat das Land eine große Verantwortung«, erinnert Andre Baumann und verweist auf die seit 1992 gültige europäische Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie (FFH), die unter anderem artenreiches Grünland unter Schutz stellt. Das Ziel ist, die biologische Vielfalt zu erhalten. Dafür sollen Tier- und Pflanzenarten sowie besondere Lebensraumtypen, die von gemeinschaftlichem Interesse sind, bewahrt oder wieder hergestellt werden. Daher müssen die EU-Mitgliedsländer geeignete Schutzmaßnahmen ergreifen, damit sich diese Lebensräume nicht verschlechtern. Extensiv bewirtschaftetes Grünland ist jedoch ein landwirtschaftliches Auslaufmodell. Weil es aber eine große Vielfalt an Pflanzen- und Tierarten beherbergt, ist allein der damit einhergehende Verlust der Artenvielfalt Besorgnis erregend. Hinzu kommen die Ökodienstleistungen, welche diese Lebensräume bieten. So wird vom Grünland deutlich mehr klimaschädliches Kohlendioxid gespeichert als beispielsweise vom Wald. Weiterhin ist die Bestäubung durch Insekten in artenarmen Ökosystemen schlechter als in Lebensräumen mit einer großen Pflanzenvielfalt.

In Baden-Württemberg gilt dies alles zum Beispiel für die bekannten Wacholderheiden, Kalkmagerrasen und so genannte magere Flachland-Mähwiesen. Diese Lebensräume sind auf der Alb noch recht verbreitet. Sie sind uraltes

Kulturgut, wie Radiocarbon-Altersuntersuchungen an Holzkohle belegen: So lassen sich die Kalkmagerrasen – nach den oberschwäbischen Feuchtwiesen – als zweitältester Lebensraum für Grünland mindestens bis in die Eisenzeit oder sogar Bronzezeit zurückverfolgen, die vor etwa 800 beziehungsweise 2300 v. Chr. begann. Weitaus jünger sind die Flachland-Mähwiesen, die zum Beispiel die Region um Sonnenbühl auf der Alb dominieren: Sie sind im Mittelalter entstanden, wie Peter Poschlod berichtet. Der mittlerweile im Ruhestand befindliche Professor der Universität Regensburg hat in den 1990er-Jahren an der Universität Hohenheim geforscht und im Jahr 2000 die Leitung des Offenhaltungsprojekts übernommen. Besonders interessant findet er die Tatsache, dass der Glatthafer – er ist das wichtigste Futtergras dieses Grünland-Lebensraumes – erst in der Neuzeit von Frankreich nach Deutschland eingeführt wurde. Damit sind die Flachland-Mähwiesen sozusagen das jüngste artenreiche geschützte Grünland in Deutschland.

14 Versuchsflächen im ganzen Land

Um herauszufinden, wie sich solche für den Naturschutz wertvollen Biotope am besten pflegen und erhalten lassen, wurden in Baden-Württemberg zunächst 15 Flächen für die Versuche zur Offenhaltung der Landschaft eingerichtet. Während eine Fläche wegen privater Nutzung aufgegeben werden musste, befinden sich die anderen 14 in öffentlicher Hand. Sie liegen schwerpunktmäßig auf der Schwäbischen Alb und im Schwarzwald, aber auch im Naturraum Neckar und im Tauberland. Seit nunmehr 50 Jahren werden sie kontinuierlich in gleicher Weise gepflegt und ihre Entwicklung begleitend wissenschaftlich untersucht.

Bei der Pflege kommen je nach Standort unterschiedliche Methoden zum Einsatz. So wird zum Beispiel ein- oder zweimal im Jahr gemäht und das Mähgut entfernt. Oder es wird ein- oder zweimal jährlich gemulcht, also gemäht



Auf der Schwäbischen Alb gibt es im Frühjahr noch recht artenreiches Grünland mit blühenden Wiesenblumen.



Schilder am Zaun zeigen neugierigen Besuchern, wie die entsprechende Versuchsparzelle gepflegt wird.



Die Verteilung der 14 Flächen
im Land Baden-Württemberg

und das kleingehäckselte Mähgut liegen gelassen. Es gibt auch Parzellen, an denen nur jedes zweite oder dritte Jahr gemulcht wird. Weiterhin wird mancherorts einmal im Jahr oder alle zwei Jahre das trockene Gras kontrolliert abgebrannt. Außerdem werden manche Versuchsflächen mit unterschiedlichen Tieren beweidet, etwa mit Schafen, Ziegen, Eseln, Pferden oder Rindern. Ganz wichtig ist auch die auf jeder Versuchsfläche vorhandene Parzelle mit ungestörter Sukzession. Auf ihr begann zum Beispiel auf der früher von Glatthaferwiesen dominierten Versuchsfläche von Hepsisau am Albtrauf bereits 1976, also ein Jahr nach deren Einrichtung, die Bewaldung. Inzwischen finden sich dort neben verschiedenen Ahornarten auch Eschen, Hainbuchen und Sommerlinden, in der Strauchschicht unter anderem Hartriegel, und in der Krautschicht darunter Waldmeister. Auf den meisten anderen Versuchsflächen entwickelten sich auf der Sukzessionsparzelle ebenfalls schnell Büsche und Bäume. Es gab allerdings auch Ausnahmen, wobei die Ursachen nicht immer klar ersichtlich sind. »Meist ist es eine dichte Narbe und Streuschicht, die eine Ansiedlung von Gehölzen verhindert«, kommentiert Peter Poschlod diese »Nicht-Entwicklung«.

Es muss allerdings klar gesagt werden, dass mit der Bewaldung ein gravierender Verlust an solchen Arten einhergeht, die an offenes Land gebunden sind und daher immer seltener werden. Auf der Sukzessionsparzelle der Versuchsfläche in Hepsisau zum Beispiel wurden im Jahr

2024 gar keine der 1975 erfassten Grünlandarten mehr nachgewiesen. In St. Johann, wo 1975 elf für den dortigen Kalkmagerrasen typische Arten gefunden wurden, waren es 2024 gerade noch zwei. Zusammenfassend stellt Peter Poschlod fest: »Die Beweidung und das zweimalige Mulchen pro Jahr führen zu keiner nennenswerten Veränderung oder im Fall der Versuchsfläche von Bernau sogar zu einer Zunahme der charakteristischen Pflanzenarten der entsprechenden FFH-Lebensräume.«

Dazu kann es kommen, wenn mit der Beweidung über den Kot der Tiere Samen von anderen Flächen eingetragen werden. Dies war wohl auf der Versuchsfläche Bernau im Hochschwarzwald (Kreis Waldshut) der Fall, einer ehemals extensiv genutzten Allmend-Viehweide, die für den als artenreiche Borstgrasrasen bezeichneten Lebensraum typisch ist. Nicht umsonst werden Weidetiere daher auch als »Ökosystem-Ingenieure« oder »Samentaxis« bezeichnet.

Mulchen muss gscheid gemacht werden

Ein interessantes Ergebnis der Tagung war, dass Mulchen offenbar eine recht gute und kostengünstige Möglichkeit ist, die ökologischen und naturschützerischen Eigenschaften von Grasland zu erhalten. Voraussetzung ist allerdings, dass man es richtig macht – oder auf schwäbisch »gscheid«, wie Andre Baumann immer wieder betonte, als er die Pflegemaßnahmen auf der Versuchsfläche in St. Johann erläuterte. Die kennt er gut, weil er sie im Rahmen eines Projektpraktikums im Jahre 1999 als Biologiestudent der Philipps-Universität Marburg untersucht hat.

Problematisch kann das Mulchen werden, wenn die abgeschnittenen Pflanzenteile als dicke, nur schwer durchdringbare Schicht auf dem Boden liegen bleiben. Daher ist es wichtig, das Mähgut möglichst klein zu häckseln, so dass es die nachwachsenden Pflanzen nicht behindert.

Auch die Befürchtung, dass der Boden eutrophiert, sich also mit Nährstoffen anreichert, wenn das Mähgut nicht entfernt wird, lassen Fachleute wie die beiden Geoökologie-Professorinnen Gabriele Broll von der Uni Osnabrück und Yvonne Oelmann von der Uni Tübingen so nicht gelten. »Das Mulchen kann außer auf nassen, sehr sauren Standorten häufig empfohlen werden, da zumindest beim zweimal jährlichen Mulchen die Biomasse problemlos umgesetzt wird«, schreiben sie zusammen mit ihrem Osnabrücker Kollegen Hans-Jörg Brauckmann in ihrem Bericht zu *50 Jahre Forschung zur Bodenökologie in den Offenhaltungsversuchen*. Demgegenüber habe das »Mähen neben dem damit verbundenen Problem der Entsorgung des Aufwuchses den Nachteil, dass die Nährstoffversorgung je nach Standort stark zurückgehen kann«.

Durch das Mulchen wiederum werde das organische Material schnell in Humus umgewandelt. Dazu tragen auch die Regenwürmer bei, die in den Mulchparzellen sowohl in der Individuenzahl als auch in der Biomasse deutlich häufiger waren als in den Sukzessionsböden. Verwunderlich ist dies nicht, wird ihnen das gut zerkleinerte Pflanz-

zenmaterial doch sozusagen mundgerecht serviert. Aus bodenkundlicher Sicht fällt das Fazit klar aus: »Nicht nur aus Naturschutzaspekten, sondern auch unter Boden- und Klimaschutzaspekten sind daher insbesondere lang-jährige Grünlandstandorte zu erhalten.«

Fragen der Habitatqualität

Im Fokus des Offenhaltungsprojekts steht zwar die lang-jährige Entwicklung der Pflanzenbestände, aber auch für viele Tierarten wie zum Beispiel Heuschrecken und Schmetterlinge ist extensiv bewirtschaftetes Grünland ein wichtiger Lebensraum. Hier lieferte auf dem 50-Jahre-Jubiläumssymposium der Vortrag des Ökologie-Professors Thomas Fartmann von der Universität Osnabrück über »Landschaftspflege und Pflanzen-Tier-Interaktionen in mitteleuropäischen Grünland-Ökosystemen« einen Beitrag, der auch für die Offenhaltungsversuche wichtig ist. Dabei ging es um den Landnutzungswandel der vergangenen Jahrzehnte, der sich deutlich an der starken Abnahme von sogenanntem HNV-Farmland zeigt. HNV steht dabei für High Nature Value, also ein Indikator für hohe Biodiversität auf landwirtschaftlich genutzten Flächen, die es zu erhalten gilt. Auf der Deutschlandkarte, die Fartmann präsentierte, sind heutzutage nur noch recht wenige solcher wertvollen Flächen verzeichnet, die auch noch vergleichsweise großflächig zusammenhängen – darunter im Schwarzwald und auf der Schwäbischen Alb. Hinzu kommt, dass heutzutage eine »fragmentierte Landschaft mit industrieller Landnutzung«, wie Fartmann formuliert, an der Tagesordnung ist. Das heißt, dass die wenigen verbliebenen wertvollen Habitatfragmente nur noch dort in die Landschaft eingebettet sind, wo sich die landwirtschaftliche Nutzung nicht lohnt.

Die Schlüsselfaktoren für ein gutes ökologische Funktionieren und das Überdauern solcher Habitatfragmente sind ihre Qualität, Größe und Vernetzung mit anderen Fragmenten. Eine hohe Habitatqualität beispielsweise für Heuschrecken und Wildbienen weisen unter anderem frühe Sukzessionsstadien auf, wozu offener Boden und Abbruchkanten etwa in Steinbrüchen gehören. Für andere Arten, zum Beispiel Mistkäfer, sind tierische Hinterlassenschaften für eine hohe Habitatqualität unerlässlich. Auch eine Vielfalt an Mikrohabitaten, ein warmes Mikroklima sowie qualitativ hochwertige Wirtspflanzen sind wichtige Indikatoren für eine hohe Habitatqualität. Der Schlüssel für all diese Faktoren ist eine extensive Landnutzung – wozu auch die Offenhaltung von entsprechenden Grünland-Standorten gehört.

Maßnahmen für Artenvielfalt bei den Insekten

Interessant ist, dass nicht nur für Säugetiere, sondern auch für manche Insektenarten eine bestimmte Mindestgröße ihres Lebensraums entscheidend ist. Der Mittlere Perlmutterfalter zum Beispiel, früher eine Allerwärtsart, ist heute selten geworden. Das liegt vor allem daran, dass er ein Habitat von mehr als hundert Hektar benötigt, und so

etwas das gibt es heute kaum mehr. Daher findet sich der Falter heute nur noch auf den ostfriesischen Inseln, in den bayerischen Alpen und im Südschwarzwald.

So sind immer mehr Insektenarten in der industriell landwirtschaftlich genutzten Landschaft akut bedroht. »Wir haben die Kochrezepte, das zu verhindern – wir müssen sie nur umsetzen«, kommentiert Fartmann diese ökologisch verhängnisvolle Entwicklung. Zu den Maßnahmen, die Artenvielfalt im Grünland zu erhalten, zählt er eine entsprechend hohe Qualität der Habitate – und die zeichnet sich unter anderen durch eine extensive Nutzung, Nährstoffarmut sowie eine Vielfalt an unterschiedlichen Strukturen und Pflanzenarten aus. Genau diese Voraussetzungen aber erfüllen die Offenhaltung und Pflege von Flächen, die aus der landwirtschaftlichen Nutzung fallen.

Wie aber lassen sich solche Habitate ökologisch sinnvoll und mit wirtschaftlich vertretbarem Aufwand pflegen? Es muss das Ziel sein, im Sommer eine möglichst heterogene Struktur der Vegetation zu erreichen. Im Frühjahr sollte die Pflanzendecke eher kurz und lückig sein. Dies führt zu stellenweise offenem Boden und einem entsprechend warmen Mikroklima, das zum Beispiel Wiesenameisen sehr schätzen. Während der Vegetationsperiode sollte dann ein möglichst kontinuierliches Angebot an Nahrungsressourcen und Aufenthaltsmöglichkeiten vorhanden sein. Dazu zählen nicht nur Pollen und Nektar, sondern auch die Dunghäufen von Weidetieren. Und schützende Vegetation: Diese lässt sich trotz Mahd – »ein dramatischer Eingriff«, so Fartmann – wenigstens teilweise erreichen, wenn nicht die gesamte Fläche abgemäht wird, sondern an wechselnden Orten Insektenschutzstreifen stehen bleiben. Von dort aus können dann die abgeernteten Wiesen wieder besiedelt werden. Hilfreich für die Tierwelt ist es nach seiner Erfahrung auch, solche Extensivwiesen besonders früh und/oder besonders spät zu



Der früher recht häufige Mittlere Perlmutterfalter ist heute selten geworden, weil er große zusammenhängende Grünlandflächen von mehr als 100 Hektar benötigt, die es kaum noch gibt.



Wiesen-Pippau (*Crepis biennis*)



Pyramidenorchis (*Anacamptis pyramidalis*)



Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis*)

mähen. Insbesondere im Frühjahr hilft der kurze Bewuchs zudem konkurrenzschwachen Pflanzenarten, sich durchzusetzen.

Wirtschaftliche Unabhängigkeit ermöglicht Experimente

Solche wissenschaftlichen Erkenntnisse und Empfehlungen sind gut, sie müssen aber auch in die Praxis umgesetzt werden. Dafür sind in Baden-Württemberg unter anderem die Landschaftserhaltungsverbände (LEV) zuständig. Sie werden vollständig aus öffentlichen Mitteln finanziert und sind damit wirtschaftlich unabhängig. »So können wir uns voll unserer Arbeit widmen«, sagt Tilo Herbst. Er ist im Kreis Konstanz Geschäftsführer eines solchen Verbandes und zudem Landessprecher der baden-württembergischen Verbände. Auf der Jubiläumstagung berichtete er über diesen Transfer in die Praxis – und der ist mit einigen Herausforderungen verbunden. So werden vor allem von Naturschutzseite immer wieder Forderungen an die Verbände herangetragen, die Grünlandpflege an einzelnen besonders bedrohten oder auffälligen Arten wie beispielsweise Orchideen oder Reptilien

auszurichten. Für Herbst ist es allerdings »kein Naturschutz, einzelne Arten auf einer Fläche zu schützen«. Vielmehr gehe es darum, intakte Lebensräume zu schaffen und miteinander zu verbinden – was für viele neu und entsprechend schwer sei. Hier liefern die Erkenntnisse aus den Offenhaltungsversuchen eine wertvolle Grundlage für die praktische Arbeit. »Die helfen da massiv«, so Herbst. Zudem verweist er auf die wirtschaftliche Unabhängigkeit, die es erlaube, »auch unkonventionelle Dinge zu machen«.

Solche Aktionen werden teilweise durch die technische Entwicklung erst möglich. Mit neuem, sehr effektivem Mäh- und Mulchgerät lässt sich auch schwieriges Gelände maschinell bearbeiten, was Zeit spart und »die Kosten massiv senkt«. So können inzwischen beispielsweise speziell konstruierte, selbst fahrende Ballenpressen auf feuchtem, mit Schilf bewachsenem Gelände eingesetzt werden. Zur eher unkonventionellen Pflege gehört auch das Abbrennen von steilen, mit Gras bewachsenen Hängen – wobei allerdings wichtig ist, dass »es ein kaltes Feuer mit dem Wind ist, das sich nicht in die Tiefe ausbreitet«, wie Herbst ausdrücklich betont. Auch die Beweidung mit unterschiedlichen Tierarten ist hier zu nennen – was offenbar mal besser, mal schlechter funktioniert. An oberster Stelle aber steht die rechtzeitige und ausreichend häufige Pflege, weil sonst »die Holzfraktion schnell hochkommt«.

Tilo Herbst schreckt auch vor einem Thema bei der Grünlandpflege nicht zurück, das generell die Gemüter im Naturschutz sehr bewegt. Seiner Meinung nach »war die Kulturlandschaft noch nie ein statischer Prozess«. Dagegen werde im Naturschutz viel mit konservierender Statik gearbeitet, was er nicht gut findet. Auch die europäischen Richtlinien für den Fauna-Flora-Habitatschutz sehen eigentlich eine konservierende Pflege dieser Landschaften vor, zu denen ja auch das artenreiche Grünland gehört. Doch »Grünland ist nicht Grünland«, wie Peter Poschlod betont. Zusammen mit anderen Wissenschaft-

lern begab er sich bei Glatthaferwiesen auf der Schwäbischen Alb auf die Spurensuche nach historisch altem und jungem Grünland. Unterschieden wurde dabei nach altem Grünland mit Beginn der Nutzung vor 1850, nach mittelaltem Grünland mit Nutzungsbeginn nach 1850 sowie jungem Grünland, das bis 1950 noch Ackerland war. Dann gab es noch junges Grünland mit Ackernutzung. Es wurde lange als Grünland genutzt, diente nach 1950 zwischenzeitlich als Acker und ist heute wieder Grünland.

Das Alter des Grünlands bestimmt die Artenzusammensetzung

Bei diesen Untersuchungen traten in historisch alten Flachland-Mähwiesen drei Arten ausschließlich dort auf: das Gewöhnliche Sonnenröschen, die Kugel-Teufelskralle und der Vielblütige Hahnenfuß. Auch die mittelalten Flächen waren noch weitgehend durch typische Arten der früheren Kalkmagerrasen charakterisiert, etwa das Durchwachsenblättrige Kleintäschelkraut. Erst in den jungen Glatthaferwiesen mit ackerbaulicher Zwischennutzung wurden dann Pflanzen gefunden, die heute für diesen Lebensraum typisch sind, etwa der Wiesen-Bocksbart oder der Wiesen-Pippau. Auch zwei Orchideenarten fanden sich hier, das Zweiblatt und die Pyramiden-Orchis. Dominierend waren auf den jüngsten Glatthaferwiesen die typischen Arten des intensiven Futtergrünlands wie der Glatthafer, das Gewöhnliche Knaulgras oder das Ausdauernde Gänseblümchen.

Somit spielt das Alter des Grünlands eine wesentliche Rolle für die heutige Artenzusammensetzung – und damit auch für das Vorkommen gefährdeter Arten oder so genannter FFH-Kennarten, die es besonders zu schützen gilt. Poschlods Fazit gibt daher zu denken: »Dass ein Lebensraum heute auch dieser Lebensraum in Zukunft bleiben muss – soweit er als FFH-Lebensraum ausgewiesen wurde – widerspricht der Geschichte zahlreicher Kulturlandschaftslebensräume und ist deshalb obsolet!«

Insgesamt zeigt das nunmehr seit 50 Jahren andauernde Offenhaltungsprojekt, dass die Pflege von Grünflächen, die aus der landwirtschaftlichen Nutzung fallen, entscheidend ist, um die uralte Kulturlandschaft zu erhalten. Da-

bei kann und muss man sich angesichts knapper Kassen fragen, ob dies auch gerechtfertigt ist – schließlich wäre die Sukzession mit Verbuschung und nachfolgender Bewaldung die von der Natur gewollte Folge. Der Naturschutzaspekt spielt bei der Entscheidung für die regelmäßige Pflege sicherlich eine wichtige Rolle: Durch die jahrhundertelange Bewirtschaftung als Weide- und Futterwiesen haben sich ganz besondere Lebensgemeinschaften mit speziellen Tier- und Pflanzenarten entwickelt, für deren Erhalt Baden-Württemberg auf europäischer Ebene Verantwortung trägt. Doch auch aus wirtschaftlicher Sicht lohnt sich dieser Aufwand, wenn man die ökosystemaren Dienstleistungen dieser Landschaftsteile bedenkt. Sie dienen als Lebensraum für bestäubende Insekten, speichern viel klimaschädliches Kohlendioxid und sind nicht zuletzt als attraktiver Blickfang ein wesentlicher Grund, warum etwa der Schwarzwald und die Schwäbische Alb bei Touristen so beliebt sind – was sich in barer Münze auszahlt. Das alles steht und fällt mit der finanziellen Förderung der Biodiversität: Ziel muss sein, nicht nur wirtschaftlichen Druck zu sehen, sondern auch die Ökosystem-Dienstleistungen. Dazu zählt nicht zuletzt der Klimaaspekt – die Pflege entlohnt sozusagen, dass der Kohlenstoff im Boden bleibt oder dort sogar angereichert wird.

Über den Autor

Klaus Zintz ist in Stuttgart geboren, hat an der Uni Hohenheim Biologie und Kommunikationswissenschaften studiert und war mehr als drei Jahrzehnte Wissenschaftsredakteur bei der *Stuttgarter Zeitung*. Als Biologe hat er sich vor allem mit Stehgewässern beschäftigt. Im Rahmen seines Berichts über die langjährigen Offenhaltungsversuche kam er wieder mit Peter Poschlod in Kontakt, mit dem er in den 1990er-Jahren zur Ökologie der oberschwäbischen Weiher geforscht hat.

Literatur

Peter Poschlod und Michael Eick (Hrsg.): *50 Jahre Offenhaltungsversuche in Baden-Württemberg – Landnutzungsgeschichte, Landschaftspflege und Renaturierung von artenreichem Grünland*. Hirzel Verlag, Stuttgart 2025
 Peter Poschlod: *Geschichte der Kulturlandschaft*. Ulmer-Verlag, Stuttgart 2017 (2. Auflage)

Landesanstalt für Landwirtschaft, Ernährung und Ländlichen Raum Schwäbisch Gmünd. <https://lel.landwirtschaft-bw.de>

